

Die lange Wandlung vom Gastarbeiter zum Deutschen mit »gutem Hintergrund«

Adil Kaya

Versöhnliche Anmerkungen zur Begriffsgeschichte

Als wir uns 1997 an einem verregneten frühen Abend zusammen mit Sargut Şölçün auf den Weg ins Nürnberger Planetarium machten, um dort den legendären Kulturpolitiker sowie Gründungs- und später Ehrenmitglied der Kulturpolitischen Gesellschaft Hermann Glaser zu treffen, beschlich uns ein leiser Verdacht: Waren wir dabei, ein weiteres Kapitel im deutschen Handbuch der unlösbaren Diskurse aufzuschlagen – gewissermaßen ein neues Fass ohne Boden, diesmal gefüllt mit dem Begriff »Interkulturalität«? Was wir suchten, war nichts Geringeres als eine klare, tragfähige Definition dieses schwerelosen Begriffs, um in dieser Richtung auch Kulturarbeit zu leisten. Etwas, das über die ohnehin schon breitgetretene, teils liebevoll umarmte, teils misstrauisch belächelte »multikulturelle Gesellschaft« hinausging. Der klaren Definition sollte auch ein klares kulturelles Programm eines neuen Vereins folgen.

Hermann Glaser empfing uns mit der ihm eigenen Mischung aus humanistischem Charme und bildungspolitischer sowie philosophischer Weitsicht. »Meine Herren«, sagte er, »ich habe diesen Ort bewusst gewählt. Im Planetarium richtet sich der Blick traditionell nach oben – zu den Sternen, eigentlich doch in die Vergangenheit –, aber stets mit dem vermittelten Gefühl, in die Zukunft hineinzublicken.« Danach lud er uns zu seinem anschließenden Vortrag ein und versprach, danach bei einem Bier denkend weiterzureden. Die ungeplanten Ereignisse mit freundlichen Einladungen sind doch die schönsten.

Er sprach über sein Lieblingsthema: die deutsche Kultur und ihre Identität. Ein Begriff, den viele gerne als festes Fundament begreifen würden. »Sie war immer im Wandel«, so Glaser, »und sie ist es bis heute.« Die nationale kulturelle Identität bestehe, erklärte er, längst aus einer Vielzahl kultureller Elemente – italienischen, türkischen, jüdischen, sorbischen –, gebündelt unter einem gemeinsamen Wertekanon. Kurzum: Die deutsche Kultur sei ein integrierter Dachbegriff für eine Multiidentität. Damals in den 1990er Jahren war das fast revolutionär – heute würde man es vermutlich als Plakatmotiv für die Integrationskampagne einer Behörde verwenden. Nach dem Vortrag war alles

klar: Glaser war nicht nur ein brillanter Redner, sondern auch unser künftiger Beiratsvorsitzender – und das ganz ohne Wahlkampf.

Ein paar Jahre später, genau genommen im Jahr 2003, veranstaltete die Kulturpolitische Gesellschaft (KuPoGe) den großen kulturpolitischen Bundeskongress »inter.kultur.politik – Kulturpolitik in der multiethnischen Gesellschaft«. Das Timing war perfekt. Es war der Urknall der deutschen Interkultur-Politik. Ein Gipfeltreffen der Künstlerinnen und Künstler, Kulturmacher, Denkmodelle und Panels um den Reichtum der Kulturen unseres Landes. Der Damm war gebrochen, die Sprachspiele eröffnet. Was folgte, war ein sprachlich-kultureller Goldrausch: *Transkulturalität, Cross Culture, Diversity, Plurikulturalität, Transmigration, postmigrantische Kultur* und vieles mehr – ein Kaleidoskop akademisch funkelnder Begriffe, das in manchem Förderantrag heller leuchtete als die konkrete reelle Umsetzung im Alltag auf der Bühne.

Der gute alte »Migrant« hatte ausgedient – zu simpel, zu direkt. Auch »Ausländer« war passé – viel zu eindeutig und nüchtern. Heute ist bin ich ein »Deutscher mit Migrationshintergrund«, was wahlweise nach Risikoanalyse oder nach literarischer Fußnote klingt. Die Botschaft dahinter: Sei willkommen, aber bitte bleib erklärungsbedürftig, vor allem gib deine Hoffnung auf, einmal ein Deutscher zu werden.

Woran liegt eigentlich dieses endlose Versteckspiel um Begriffe wie »Identität«? Psychologen graben bekanntlich immer in der Kindheit, im Vertrauen darauf, dass sich der Patient ohnehin nicht erinnern kann. Helmut Schmidt, der allwissende Altkanzler mit der genüsslichen Dauerdemonstration seiner im Personalausweis eingravierten Tabak-Ausnahmegenehmigung, tat das auch: Beim Thema der verhinderten Integration von Kindern der ersten Gastarbeiter analysierte er sich selbst: Im März 2008 gelang es ihm in *Die Zeit* schließlich, quasi wie beim Billard über drei Banden gespielt, ein halbherziges »Sorry« für seine Verantwortung zu formulieren – natürlich nicht ohne die Schuld umzuleiten: Ach, das deutsche Volk, dieses Volk sei einfach integrationsunfähig gewesen, die muslimischen türkischen Kinder seien sowieso integrationsunwillig. Am liebsten hätte er wohl gleich alle Gastarbeiter wieder eingeladen – Günter Wallraff mit seiner Undercover-Recherche *Ganz unten* gleich als Geschenkpaket mit dazu.

Als ich Hermann Glaser in einem persönlichen Gespräch auf diese Versäumnisse, ja, auf diese Fehler der verantwortlichen Politiker – auch seiner eigenen Partei – ansprach, antwortete er, ohne zu zögern, so direkt wie bei einem Schuss vom Elfmeterpunkt: »Ach, Herr Kaya, es gab schon mehrere Gründe, warum wir die Kulturpolitische Gesellschaft einfach gründen mussten, auch wenn wir wussten, dass die meisten Bundespolitiker unheilbar beratungsresistent sind.«

Wenn nun ein bayerischer Ministerpräsident – promoviert und meinungsstark – abwechselnd der multikulturellen Gesellschaft den Totenschein ausstellt und gleichzeitig die interkulturelle Gesellschaft preist, wenn er mit der gleichen Überzeugung erst die Bratwurst und dann den Döner umarmt, stellt sich zwangsläufig die Frage: Haben wir in der Kulturarbeit womöglich irgendetwas überkomplex gedacht? Oder war das Ziel von Anfang an, der Politik ein gutes Menü an Begriffen zu liefern, zwischen denen sie je nach Wahlkampf-Aroma wählen kann?

Die Realität jedenfalls lässt sich nicht so leicht aus dem Konzept bringen: Deutschland lebt längst in einer faktischen Multikulturalität – mal spannungsreich, mal bereichernd, mal einfach nur normal. Der interkulturelle Austausch funktioniert, auch ohne

semantische Zwangsjacken von überbordenden Kulturmanagern. Selbst Bundespräsident Steinmeier ließ es sich nicht nehmen, in Istanbul den Döner als diplomatisches Symbol deutsch-türkischer Verbundenheit zu präsentieren, ja sogar als Teil der deutschen Kultur. Wer hätte gedacht, dass sich einmal Geschichte, Integration und Zwiebelsoße so elegant auf einem Fladenbrot vereinen lassen? Wenn wir also von kultureller Toleranz sprechen, sollten wir auch die kleine Prise Selbstironie dulden, die einer interkulturellen Gesellschaft gut zu Gesicht steht. Vielleicht liegt genau darin das, was man früher »deutsche Leitkultur« nannte: in der Fähigkeit, sich nicht allzu ernst zu nehmen – und trotzdem ernsthafte Dinge zu bewegen.

Wenn wir also weiterhin auf Toleranz und gemeinsame Kultur setzen, sollten wir auch den Humor nicht verlieren. Wer gemeinsam lachen kann, schafft vielleicht die bessere Grundlage für eine geteilte Zukunft als tausend Seiten Antragstexte zur »interkulturellen Diversität«. In diesem Sinne: ein Glas Barolo – auf die nächste Begriffswelle und ein weiteres auf die vielen geduldigen Kulturpolitikerinnen und -politiker der letzten Jahrzehnte.